

Aktuelle Herausforderungen evangelischer Altenarbeit

Anmerkungen vor dem Hintergrund des 11. DST in Frankfurt

Wer die aktuellen Herausforderungen der evangelischen Altenarbeit benennen will, kommt um eine kurze Benennung der demografischen und sozialen Veränderungen wie auch der Veränderung des Alters und der Altersbilder nicht herum. Die Fakten sind bekannt: Es gibt 1. immer mehr ältere Menschen, die 2. immer älter werden, die 3. durch die Entberuflichung der letzten Jahrzehnte (dem vorzeitigen Ausscheiden aus dem Berufsleben) immer früher alt gemacht wurden, denen 4. immer weniger Jüngere gegenüberstehen.

Unsere Gesellschaft leidet an einer „Unterjüngung“ (Franz-Xaver Kaufmann), beklagt aber das „Langlebkeitsrisiko“ – der Begriff stammt aus der Versicherungsindustrie. *„Hunger, Krieg und Pest haben wir überstanden – jetzt kommen die Alten“* (DIE ZEIT) Dabei ist die Tatsache, dass die meisten von uns heute älter werden können als ihre Eltern und Großeltern, ein Geschenk. Gewiss: Probleme können entstehen, wo nur noch wenige junge Menschen nachwachsen und die verbleibenden Jungen sich überfordert oder gar ausgenutzt fühlen.

Unsere Gesellschaft ist aber nicht nur älter geworden, sie wird auch bunter, heterogener und mobiler. Sie wird bunter, weil in den nächsten Jahren die Zahl der Migranten weiter ansteigen wird. Und sie ist heterogener, weil zum einen die Schere zwischen Arm und Reich auseinandergegangen ist und sich zum anderen die Lebensphase Alter immer weiter ausdifferenziert. Heute sagt das kalendari-sche Alter nicht mehr viel über einen Menschen aus. Der eine ist altersschwach mit siebzig, der – oder viel häufiger: die – andere erst mit neunzig. Schließlich ist man heute mobiler als noch vor einigen Jahrzehnten. Die weniger werdenden Kinder leben nur noch in seltenen Fällen in der Nähe ihrer Eltern.

Die neue Lebenswelt der Alten

Wie sehen sie nun aus, die Alten von morgen? Wie haben sie sich verändert?

Heutzutage sind 70-jährige noch Rockmusiker und Weltenbummler, einige besteigen mit 80 den Mount Everest oder laufen mit 100 noch Marathon. Nicht wenige sind gut ausgebildet, viele körperlich und geistig fit, mobil und selbstständig und in der Regel finanziell unabhängig und modebewusst.

Die Alten von heute sind mit den Alten von gestern kaum noch zu vergleichen. Wer sich Fotos aus den 50er Jahren anschaut, auf dem 60-jährige Menschen zu

sehen sind, der blickt in von den Jahren gezeichnete, wirklich alte Gesichter; jenseits der 70 war man damals schon ein Greis. Gesundheitlich betrachtet sind heute 70-jährige Mensch – im Vergleich zur Vorgängergeneration – erst sechzig Jahre alt. Sie sind unternehmungslustig und fühlen sich jünger als sie in Wirklichkeit sind – im Durchschnitt ca. 8 Jahre. Da wundert es nicht, dass die heute 70-Jährigen sich nicht als alt bezeichnen und eine Teilnahme am den gemeindlichen Seniorennachmittag für sich kategorisch ausschließen. Aber auch andere kirchliche Angebote für die Zielgruppe Senioren ausgeschrieben, haben für die jungen Alten eher eine abschreckende Wirkung. Schließlich wollen alle alt werden aber nicht alt sein.

Die Ablehnung der Zuschreibung alt hat viel mit dem immer noch vorherrschenden negativen Altersbild zu tun. Bewusst oder unbewusst setzen viele das Älterwerden mit Verfall und Verlust gleich. Woher kommt dieses Altersbild?

Die meisten von Ihnen kennen das Bild von der „Lebenstreppe“. Die Treppe beginnt unten links mit einem spielenden Kind, mit zwanzig folgen junge Liebe und Heirat, mit dreißig sind die eigenen Kinder da, mit vierzig der berufliche Erfolg, mit fünfzig der Höhepunkt des Lebens – meistens verkörpert durch einen stattlichen Mann mit Anzug und Zylinder. Danach geht es nur noch abwärts. Es gibt bloß noch ein einziges Thema: die fortschreitende Hinfälligkeit und Vergreisung. Dieses Bild vom Abstieg auf der Lebenstreppe prägt bis heute unsere Vorstellung vom Altwerden, obwohl sich das Alter inzwischen deutlich verändert hat.

Wer 2015 mit 65 Jahren in den Ruhestand geht, hat noch eine Lebenszeit von 20 bis 25 Jahren vor sich – die meisten bei stabiler Gesundheit. Zwischen dem Erwachsenenalter und dem Alter des Gebrechens und der Bedürftigkeit hat sich eine neue Lebenszeit geschoben: *„Die Lebenszeiten haben sich den Jahreszeiten angenähert. Früher bestand ein Leben aus Frühjahr, Sommer und Winter, also aus Kindheit, Arbeit und Sterben. Mit den geschenkten Jahren ist nun ein langer Herbst dazu gekommen.“* (Heribert Prantl) Eine neue, positiv erlebte Lebenszeit.

Der Zukunftsforscher Matthias Horx behauptet: *„Ältere sind glücklicher als Jüngere. (Sie empfangen) mit steigenden Jahren ... einen Zugewinn an Lebensqualität.“* Er stellt fest: *„Im mittleren Alter, das man früher für die ‚Blüte des Lebens‘ hielt, fällt die Zufriedenheitskurve rapide ab.“* Heute sei zwischen dem 35. und dem 50. Lebensjahr eine biografische Stressphase entstanden, die *„Rushhour des Lebens“*, die die Kurve des Wohlergehens verkehrt. Das uns allen vertraute Bild der „Lebenstreppe“ stimme nicht mehr. In der Lebensmitte erfolgt ein Einbruch, auf den

zwischen 55 und 60 Jahren ein „Aufstieg ins Alter (folgt), der bis nahe an den Tod heranführt.“

Dieses neue Lebensgefühl der jungen Alten kommt gut zum Ausdruck in einem Interview, das der Maler Markus Lüpertz aus Anlass seines 70. Geburtstags dem Focus im Jahr 2011 gegeben hat. Auf die Frage „Genießen Sie das Alter, Herr Lüpertz“ antwortet er: „*Ich will nicht sagen, dass ich mich jung fühle – das wäre kokett. Ich versuche, vom Tod ins Leben zu leben. Ich versuche, das Ende zu begreifen und mich davon zu entfernen..., denn ich habe noch einiges vor.*“ Ähnliches lässt sich aus der Kirchenmitgliedschaftsstudie (KMU5) der EKD von 2014 ablesen: In der Altersgruppe der 60 bis 69-Jährigen sagen 75 Prozent: „Ich blicke mit Zuversicht auf mein weiteres Leben“ und nur 28 Prozent denken darüber nach, dass das Leben zu Ende gehen wird.

Damit steht auch die Theologie vor einer neuen Situation: Denn das Lebensgefühl im biologischen Alter zwischen 60 und 75 Jahren lässt sich nicht mehr primär von der Mortalität her verstehen. Eine solche Sicht auf das Alter wird dem sich neu herausgebildeten dritten Lebensalter nicht gerecht. Sie artikuliert einen Betreuung- und Fürsorgebedarf, der von den Betroffenen als Diskriminierung empfunden wird. Wer an dieser Sicht auf das Alter festhält, kann keinen wirklichen Zugang zu den jungen Alten gewinnen.

Die Lebensfreude, ja, man kann auch sagen dieser Lebenshunger, ist kennzeichnend für Menschen im 3. Lebensalter. Viele möchten noch etwas erleben und die ihnen verbleibende Zeit auskosten. Da wunderte es nicht, dass deutlich mehr als erwartet, die Rente mit 63 für sich nutzen – zum Leidwesen der Wirtschaft: „*Rente mit 63 ist zu erfolgreich – nun fehlen die Fachkräfte*“, titelt die HAZ vom 1. Juli 2025.

Nicht wenige Menschen geben ihre Berufstätigkeit frühzeitig auf, um noch einmal richtig durchzustarten, etwas Neues anfangen zu können. Ganz anders als die 65-Jährigen vor 40 Jahren tun sie etwas für sich, sind modisch gestylt, durch Reisen gebildet, durch Joggen, Golfspiel oder Pilgern körperlich fit, und in jeder Hinsicht ein interessanter Wirtschaftsfaktor.

Doch nicht nur dies – die jungen Alten sind auch bürgerschaftlich engagiert. Ohne sie keine ehrenamtliche Hospizbewegung, keine Synode und Flüchtlingsnetzwerke, ohne sie keine Lesehilfe für Migrantenkinder, keine Tafel, kein Sportverein. Ihre Erfahrung, ihr Kenntnisreichtum und auch ihre Sinnsuche sind elementar für

das soziale Gesicht unseres Landes. Und das wissen inzwischen Politik und hoffentlich auch Kirchen zu schätzen. Denn ohne diese Menschen könnten wir viele Dienste gar nicht mehr aufrechterhalten. Altwerden hat Potential. Und die Aktivitäten der Älteren sind ein Potential.

Das Altersbild in Kirche und Diakonie

Wird dieses Potenzial nun in der Kirche genügend gesehen und gewürdigt? – Nach wie vor gilt in der Kirche, was der Kabarettist Dieter Hildebrand einmal treffend formuliert hat: *„Im Prinzip ist das Altwerden bei uns erlaubt, aber es wird nicht gern gesehen.“* Noch immer hat bei uns der Satz Gültigkeit: *„Wer die Jugend hat, hat die Zukunft.“* Noch meint man nach dem Motto handeln zu müssen: *„Wir wollen in die Zukunft investieren, nicht in die Vergangenheit“* – wobei Zukunft mit jung und Vergangenheit mit alt gleichgesetzt wird. Dabei ist den so Redenden sicher nicht bewusst, dass sie mit ihrer Rhetorik die größte Gruppe der Kirchenmitglieder als zukunftslos abqualifiziert. Ihr Wunsch nach einer innovativen, modernen Kirche der Zukunft scheint für sie mit der Realität einer älter werdenden Kirche nicht vereinbar zu sein.

Gegen eine solche defizitäre Sicht auf das Alter in den Kirchen argumentiert nun der 6. Altenbericht der Bundesregierung. Unter der Überschrift *„Eine neue Kultur des Alters entwickeln“* heißt es: *„Die christlichen Kirchen haben ein ambivalentes Verhältnis zu älteren Menschen. Einerseits erfahren die Kirchen eine große Loyalität von älteren Menschen. Andererseits wird es nicht selten als ein Defizit angesehen, dass die Kirchen bei vielen Aktivitäten auf die älteren Menschen angewiesen sind. Die kirchliche ‚Altenarbeit‘ ist häufig geprägt von überkommenen Vorstellungen von im Wesentlichen zu betreuenden oder zu versorgenden älteren Menschen... Insbesondere im Hinblick auf das so genannte dritte Lebensalter gilt es, neue Lebensformen auch in den Kirchen zu erproben.“*

Sie finden diese Einschätzung schnell bestätigt, wenn Sie im Evangelischen Gesangbuch nach Liedern und Gebeten zum Alter suchen. Der Abschnitt heißt bezeichnender Weise *„Im Alter und beim Sterben“*. Dort ist z. B. in einem Gebet zu lesen: *„O Herr, bitter ist das Brot des Alters und hart. Wie erschien ich mir früher reich - wie arm bin ich nun, arm und einsam, und so hilflos. Wozu tauge ich noch auf Erden?“* Diese Sicht auf das Alter resultiert aus einer langen theologischen Tradition, die dadurch geprägt ist, das Alter von der Mortalität, der Sterblichkeit her zu begreifen. Dies alles ist nach wie vor von Belang. Für die Menschen im

3. Lebensalter, die jungen Alten zwischen 60 bis 75 Jahren stehen aber andere Fragen im Vordergrund.

Es geht also um die Erarbeitung eines neuen Altersbildes, das die Kompetenzen und Potenziale älterer Menschen in den Blick nimmt. Ein Altersbild, das den Wunsch der jungen Alten nach Selbstständigkeit, Kreativität, Lebensfreude und Teilhabe in den Fokus nimmt. Gerade diejenigen, die der Kirche nahe stehen, blicken mit Zuversicht auf ihr weiteres Leben und können sich gut vorstellen, im Alter noch etwas Neues zu beginnen. *„Religiosität im Alter heißt eben ... nicht nur, sich auf das Ende vorzubereiten – vielmehr gilt es die durchaus biblische Botschaft in den Mittelpunkt zu rücken, die sich nicht nur bei Abraham zeigt, sondern auch in dem nächtlichen Gespräch zwischen Jesus und Nikodemus weitergegeben wird: Wir können auch im Alter neu werden.“* (Cornelia Coenen-Marx)

Die Alten und die Kirche

Wie sieht es nun aus: das Verhältnis der Alten zur Kirche? Fragt man daraufhin die KMU5, lässt sich zweierlei sagen:

- Auf den ersten Blick hat sich an der Gesamtsituation wenig verändert: nach wie vor sind die Älteren diejenigen, die der Kirche am höchsten verbunden sind, der Kirche am meisten vertrauen, sich am deutlichsten als religiöse Menschen bezeichnen und sich für den christlichen Glauben interessieren.
- Beim Vergleich der Ergebnisse mit älteren Befragungen wird aber deutlich, dass sich auch bei den Älteren Abschwächungen der Kirchenverbundenheit und Religiosität feststellen lassen. Fühlten sich 1992 noch fast 50 Prozent der Evangelischen mit der Kirche verbunden, waren es 2012 nur noch 44 Prozent.

Der genaue Blick in die Daten zeigt, dass der von manchen für ewig stabil gehaltene lebensbiografische Zusammenhang einer im Alter sich regenerierenden, religiösen und kirchlichen Bindung nicht mehr als selbstverständlich gelten kann. Zwar bleibt die Bindung im Alter höher, aber sie differenziert sich aus. Mit anderen Worten: Die Älteren sind keine vollkommene stabile Basis der Kirche mehr, das Alter ist kein verlässlicher Bindungsfaktor mehr. Will die Kirche die jungen Alten erreichen, muss sie sich dieser Zielgruppe mit ihren Angeboten zuwenden.

Die jungen Alten sind nicht mehr so selbstverständlich religiös und kirchlich verbunden wie dies noch vor einer Generation der Fall gewesen ist. Sie ist zwar Angeboten der Kirche gegenüber durchaus aufgeschlossen, nimmt sie aber nicht mehr vollkommen selbstverständlich wahr; vor allem will sie sich nicht kirchlich einbinden und Vereinnahmungen lassen. Die jungen Alten möchten sich mit ihren ei-

genen Ideen, Fähigkeiten und Kompetenzen einbringen können. Sie sind zum Engagement bereit, weil die Sache sie überzeugt – nicht unbedingt die Institution. Sie arbeiten gern in Projekten mit, wollen sich aber seltener auf Dauer binden.

Die Kirche kann also durchaus mit der Gruppe der jungen Alten wachsen. Sie bleibt auch deshalb eine wichtige Zielgruppe für die Gemeinden, weil ihr Anteil an den Kirchenmitgliedern in den nächsten Jahren noch einmal beträchtlich anwachsen wird. Die jungen Alten sind ein Zukunftspotenzial für die Kirche, ein Schatz, den es zu heben gilt.

In diesem Zusammenhang sind die Ergebnisse einer Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD über das Altersbild der Pastorinnen und Pastoren (2008) interessant. Die Studie macht deutlich, dass die Pastoren und Pastorinnen zwar um die Differenzierung von Altersbildern wissen, aber im Gemeindealltag die jungen Alten marginalisieren. Diese werden von ihnen mit einer doppelten Zuschreibung belegt: die jungen selbstbewussten Alten brauchen keinen Pastor und sie wollen auch keinen brauchen. Besondere Angebote für sie seien nicht nötig, denn wer sich in der Gemeinde engagieren will, könne dies schon heute tun. Im Übrigen können die Angebote der Kirchengemeinde sowieso nicht mit denen anderer Engagementanbieter konkurrieren. Entsprechend verengen die Pastorinnen und Pastoren, so das SI, ihr eigenes Engagement in Richtung Fürsorge und Helfen. Schließlich sei die Kirche ja in erster Linie für die Mühseligen und Beladenen zuständig. Die Studie kommt zu dem Ergebnis: *Es herrscht eine Art von Misserfolgsorientierung vor, die sich jedoch als Parteinahme für die Schwachen legitimiert. Ein ... Arbeitsansatz, der auf die Ressourcenpotenziale dieser Alten aktivierend und werbend zugeht, kommt kaum in den Blick. ... Die Möglichkeit, an Wachstum mit den Älteren zu denken, fällt völlig aus.*

Was heißt dies nun für die Kirchengemeinden? – Die Studie des SI macht deutlich, die Herausforderung ist immens. Es geht nicht nur um neue Methoden, Programme und Projekte zur Gewinnung der jungen Alten. Dringlicher ist eine Veränderung der Haltungen, der Einstellungen und der Altersbildern. Ohne sie macht das Nachdenken über eine innovative Seniorenarbeit der Kirchengemeinden keinen Sinn. Alles andere wäre kurzatmiger Aktionismus.

Was als ist also zu tun? Ich möchte mich in Folgenden auf vier Aspekte beschränken:

- Von der Teilnahme zur Teilhabe

- Seniorenarbeit als Gemeinwesenarbeit
- Generationenübergreifende Projekte
- Aufbau und Sicherung sorgender Gemeinschaften

Konsequenzen für die Kirchengemeinde

Von der Teilnahme zur Teilhabe

Die Kirchengemeinden müssen die jungen Alten stärker in den Blick nehmen. Sie sollten dies tun, ohne die wirklich Alten, die Generation 80plus, aus den Augen zu verlieren. Mit anderen Worten: Die klassischen Betreuungs- und Versorgungsangebote der Gemeinden für die Älteren, der Altnachmittag oder der Altenclub, bedürfen einer Ergänzung. Diese Angebote haben nach wie vor für die Gruppe der Hochbetagten einen unverzichtbaren Wert, reichen aber angesichts der Heterogenität des Alters bei Weitem nicht mehr aus. Vor allem sprechen sie Menschen, die für sich eine sinnstiftende Aufgabe suchen, die sich einbringen und im Gemeinwesen nützlich machen wollen, nicht an.

Deshalb gilt: Eine seniorenfreundliche Gemeinde sorgt sich nicht nur um die Bedürftigen, wie die Pastorinnen und Pastoren in der Studie des SI behaupteten, sie bietet auch Raum zur Teilhabe und Mitverantwortung an. Sie tut dies nicht zuletzt deshalb, weil Teilhabe und Mitverantwortung dem Menschen Würde verleiht.

Denn: **„Jeder Mensch, ob jung oder alt, braucht die Möglichkeit, die ihm gegebenen Gaben und Talente zu entfalten, um seinen Beitrag zur Entwicklung gesellschaftlicher Wohlfahrt zu leisten.“** (Wolfgang Huber) Teilhabe an der Gesellschaft hat fundamental mit der Erfahrung zu tun, anderen etwas Gutes zu tun und von ihnen wahrgenommen und anerkannt zu werden und darin einen Lebenssinn zu entdecken. Wo die Chance dazu verweigert oder entzogen wird, ist die Würde des Menschen beeinträchtigt.

Dass Anteil nehmen am Leben der Gemeinschaft, etwas beitragen zu können zum Gemeinwohl auch für sehr alte Menschen wichtig ist, belegt die Heidelberger Hochaltrigenstudie (2014): 76 Prozent der befragten 80- bis 99-Jährigen empfinden Freude und Erfüllung in emotional tieferen Begegnungen mit anderen Menschen und 61 Prozent im Engagement für andere Menschen. 60 Prozent haben das Bedürfnis, – vor allem von den jüngeren Generationen – auch weiterhin gebraucht und geachtet zu werden.

Ältere Menschen wollen teilhaben, sich nützlich machen und ihre Fähigkeiten und Kompetenzen einbringen können. Der Arzt und Therapeut Klaus Dörner drückt das mit Worten aus: **„Jeder Mensch braucht eine Tagesdosis an Bedeutung für andere. ... Damit er weiß, wofür er eigentlich noch lebt, braucht man ein Stück, ich sag' einmal: Fremdbestimmung, um sich in den Dienst von anderen zu stellen.“** Wer sich sozial oder gemeindlich engagiert, sich als wertvoll und gebraucht erlebt lebt, wird älter – bis zu sieben Jahre. Er ist zufrieden und gesünder. Dazu beizutragen, ist eine Aufgabe der Gemeinde.

Seniorenarbeit als Gemeinwesenarbeit

Seniorenarbeit wird künftig – nicht zuletzt um der Generationensolidarität willen – immer auch Gemeinwesenarbeit sein müssen. Wir Alten sollten dies tun, um die Jungen zu entlasten. Dazu bedarf es allerdings eines Paradigmenwechsels, der sich in einigen Gemeinden bereits vollzogen hat. War früher die zentrale Frage der kirchlichen Seniorenarbeit: **Was kann, was muss die Gemeinde für die Alten tun?** So muss heute auch gefragt werden: **Was können die Alten für das Zusammenleben der Menschen in der Gemeinde tun?** Deshalb stimme ich dem Gerontologen Gerhard Naegele ausdrücklich zu, wenn er fordert: **„Künftig sollte sich die offene Altenarbeit daran messen lassen, ob und inwieweit sie einen Beitrag zur gesellschaftlichen Integration älterer Menschen liefert, die Beteiligung der Betroffenen sicherstellt, die ... (Generationen)-Solidarität stärkt und latente Produktivitätspotentiale älterer Menschen fördern hilft.“**

Die am Gemeinwesen orientierte Seniorenarbeit möchte die Potenziale des Alters für die Gesellschaft nutzbar machen und das bürgerschaftliche Engagement älterer Menschen fördern. Sie stellt nicht das Lebensalter, sondern die Aufgabe in den Mittelpunkt, hat nicht ausschließlich die Zielgruppe Senioren im Blick, sondern vielmehr eine soziale Aufgabe, zu deren Bewältigung sie sich die Potenziale der Älteren nutzbar macht. Sie ist damit zugleich inklusiv, weil sie die Ausgrenzung älterer Menschen unterbindet.

Voraussetzung einer solchen Arbeit ist allerdings ein Gemeindekonzept, das die Kirchengemeinde als Akteur im Gemeinwesen versteht im Sinne des Jeremia-Wortes: **„Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl.“** (Jer. 29,7)

Dies sollte möglich sein: Denn Kirchengemeinden leben nicht für einen institutionellen Zweck. Ihr Auftrag ist es, Gottes Ja zur ganzen Welt zu bezeugen. Mit den Worten Dietrich Bonhoeffers: **„Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. ... Sie muss an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend.“** Sorge und Mitverantwortung ergeben sich aus dem Evangelium und sind von Beginn an zentrale Anliegen der christlichen Gemeinde. Weil die vorrangige „Option für die Armen, Schwachen und Benachteiligten“ zur Grundorientierung der Kirchengemeinden gehört, können und sollen sie zu einer wichtigen Quelle des sozialen Zusammenhaltes im Gemeinwesen werden.

Selbstorganisierte Seniorenarbeit

Den jungen Alten Teilhabe zu ermöglichen ist richtig und notwendig, sie zur Teilhabe zu verpflichten, etwa im Sinne Richard David Prechts, der ein Pflichtjahr für Rentner forderte, ist dagegen abzulehnen. Denn bürgerschaftliches Engagement oder ehrenamtliche Tätigkeit sind freiwillig und unverfügbar und darf nicht verzweckt werden.

Darum gilt es anzuerkennen, dass nicht jede und jeder, die/der aus dem Berufsleben ausscheidet, sich sofort wieder in Vorhaben einbinden lassen möchte. Viele gönnen sich zunächst eine Orientierungs- und Suchphase. Dem dient die Selbstorganisierte Seniorenarbeit. Die Aufgabe der Gemeinde besteht hier im Wesentlichen darin, den älteren Menschen Raum zu geben und sie darin zu unterstützen, ihre Interessen und Bedürfnisse eigenständig zu organisieren.

Die Entwicklungsstufen der sich so gebildeten Gruppen verlaufen in der Regel in folgenden Stufen: Ich für mich – ich mit anderen für mich – ich mit anderen für andere – andere mit anderen für mich. Ziel dieser selbstorganisierten Seniorenarbeit ist es, die Eigenständigkeit, Teilhabe und das Engagement zu fördern – weniger die Nutzung der Potenziale des Alters für die Gemeinde.

Die selbstorganisierte und die am Gemeinwesen orientierte Seniorenarbeit sind eine wichtige Ergänzung der kirchlichen Arbeit mit und für die Älteren, weil sie

- älteren Menschen ermöglichen, ihre Kompetenzen und Fähigkeiten einzubringen, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, Verantwortung zu übernehmen und sich nützlich zu machen.

- der Kirchengemeinde helfen, neue Zielgruppen zu erschließen, vorhandene Talente zu entdecken und die Betreuungskirche in eine Beteiligungskirche zu verwandeln.
- die Lebensqualität am Ort erhöhen, die Beheimatung in der Gemeinde fördern und der Einsamkeit alter Menschen entgegen wirken.

Generationenübergreifende Projekte

Anteil zu nehmen am Leben der Jüngeren und etwas weiterzugeben, das ist für die meisten alten Menschen ein zentraler Lebensinhalt. Der ehemalige Chefredakteur der Zeitschrift „Psychologie heute“, Heiko Ernst, spricht in diesem Zusammenhang von Generativität. Generativität meint die Fähigkeit, von sich selbst abzusehen, für andere da zu sein, Wissen und die eigenen Erfahrungen in die Gesellschaft einzubringen und etwas an die Nachkommen weiter zu geben. Der Deutsche Seniorentag liefert mit seinem Motto einen Beitrag zur Generativität: „Gemeinsam in die Zukunft“.

Er tut dies nicht ohne Grund. Schenkt man den Medien Glauben, ist das Verhältnis der Generationen zueinander gestört. Schlagzeilen wie „Die Alten beuten die Jungen aus“(BILD) machen die Runde, da wird behauptet, die „schamlose Generation“ (Sven Kuntze) würden die Zukunft ihrer Kinder und Enkel ruinieren. Dieser Blick auf das Generationenverhältnis wie auch die Unworte „Rentnerschwemme“ und „Altersberg“, „Greisenrepublik“ und „Gerontokratie“ belasten das Zusammenleben der Generationen und untergraben die Solidarität zwischen Jung und Alt. In ihm schwingt das Zerrbild vom Kampf um Gerechtigkeit mit. Noch ist der seit Jahrzehnten immer wieder vorhergesagte „Krieg der Generationen“ ausgeblieben. Glücklicherweise sind wir bis heute weit davon entfernt. Die familiären Beziehungen in Deutschland sind gut und belastbar. Eltern unterstützen ihre Kinder und Großeltern ihre Enkel; und Kinder und Enkelkinder pflegen den Kontakt zu ihren Eltern und Großeltern.

Allerdings werden wir beweisen müssen, dass unsere Gesellschaft auch dann noch solidarisch bleibt,

- wenn sich das zahlenmäßige Verhältnis von Großeltern, Kindern und Enkeln weiter verändert und vor allem die Gruppe der Alten ohne Kinder und Enkelkinder immer größer wird.
- wenn die Interessen unter neuen Mehrheiten im Generationenverhältnis demokratisch auszuhandeln sind.

- wenn immer mehr Alte auf Unterstützung jenseits der eigenen Familie angewiesen sind.

Deshalb ist die Begegnung zwischen den Generationen wichtig – die Verständigung darüber, was wir voneinander erhoffen und erwarten, was wir voneinander wissen sollten und voneinander lernen können, nicht zuletzt, welche Konflikte wir austragen müssen.

Generationenübergreifende Projekte sollten deshalb zum festen Bestandteil der evangelischen Seniorenarbeit werden. Ob im Erzählcafé mit Konfirmandinnen und Konfirmanden, im Handykurs der Jugendgruppe für Senioren, beim gemeinsamen Kochen und Backen von Großeltern im Kindergarten oder beim Mittagstisch für Schüler und Senioren - es gibt in den Gemeinden viele Gelegenheiten die Generationen miteinander ins Gespräch zu bringen. Schließlich ist es ein Beitrag der Generationensolidarität, wenn ältere Menschen sich als Lesepaten, soziale Großeltern, Schulmediatoren oder als Mitarbeiter in der Nachhilfegruppe zur Verfügung stellen.

Sorgende Gemeinschaft

Die „Caring Community“, die „sorgende Gemeinschaft“ wird der Schlüsselbegriff für die künftige Altenarbeit. Der Siebte Altenbericht der Bundesregierung, der im Frühjahr 2016 veröffentlicht wird, hat den Titel „Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften“ Ausgangspunkt des Siebten Altenberichts ist die Erkenntnis „Ein Weiter so“ in der Versorgung alter Menschen ist angesichts der wachsenden Zahl der Hochbetagten weder mach- noch bezahlbar. Und weil einheitliche, zentrale Lösungen den jeweils spezifischen örtlichen Herausforderungen nicht gerecht werden können, sind passgenaue örtliche Angebote gefragt. Angebote, die die Bürgerinnen und Bürger in Eigenregie – unterstützt von der Kommune und den örtlichen Gemeinschaften – verantworten.

Aufgabe der Berichtskommission ist es, herauszuarbeiten, welchen Beitrag Kommunen und örtliche Gemeinschaften, z. B. die Kirchengemeinden, zu einem würdigen und selbstbestimmten Älterwerden leisten können und wie die örtlichen Lebensräume zu gestalten sind, damit ältere Menschen möglichst lange selbstständig sein und am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Das mit der Aufwertung der kommunalen Arbeit und dem Konzept der sorgenden Gemeinschaften verbundene subsidiäre Denken, bieten den Kirchengemeinden große Chancen sich im Gemeinwesen zu engagieren.

Die Gemeindehäuser können Räume für die Begegnung sein, nicht nur im Blick auf die kirchlichen Angebote. Sie können und sollten offen sein für die Vielfältigkeit des Lebens im Quartier oder Dorf. Gemeindehäuser als Quartierszentrum oder Mehrgenerationenhaus – ist das denkbar?

Es ist für die Gemeinden wichtig, die Augen offen zu halten für Bündnis- und Kooperationspartner im Quartier von der Baugenossenschaft über den Träger des betreuten Wohnens, den Pflegediensten bis hin zur Familienbildungsstätte. Wenn Kirche und Diakonie vor Ort – endlich wieder mehr! – zusammenarbeiten, liegen die Chancen vor der Tür.

Damit ist die Zukunftsfrage gestellt. Bischöfin Kirsten Fehrs aus der Nordkirche hat sie beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Stuttgart wie folgt formuliert: *Welche Aufgabe hat die Kirchengemeinde in unseren Quartieren, Kommunen, Städten und Dörfern, dass wir eine Gesellschaft derer werden, die ganz gemäß dem Urgemeinde-Ideal austeilen unter allen, je nach dem es einer nötig hatte?* (Apostelgeschichte 2, 45) Wenn nicht die Kirchengemeinde, wer sonst kann zu Aufbau und Sicherung sorgender Gemeinschaften beitragen.

Die Frage, wie Kirchengemeinden und ihre Seniorenarbeit sich den genannten diakonischen Herausforderungen stellen – innovativ und interessiert oder depressiv und ignorant – ist von großer Bedeutung für die Wertschätzung von Kirche und christlichem Glauben in unserer Gesellschaft. Denn: *„Eine Kirche, die immer weniger Menschen brauchen, ist verbraucht. Eine Kirche, die zur Wirklichkeit der Menschen nichts mehr zu sagen hat, ist sprachlos. Eine Kirche, die nur noch um alte Besitzstände kämpft, wird alles verlieren. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren.“* (Ralf Kötter)

Das Wort aus dem Matthäusevangelium (Mat 16,25) lässt sich auf die Kirchengemeinden bezogen positiv wenden: Kirchengemeinden, die sich auf einen Weg der Erneuerung ihrer selbst und ihres Bezuges zum Gemeinwesen begeben, werden an Attraktivität gewinnen und ihre personellen und ggf. auch materiellen Ressourcenprobleme lösen. Die evangelische Seniorenarbeit möchte gern dazu beitragen, dass dies gelingt.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und die Gelegenheit, vor Ihnen sprechen zu dürfen.

Jens-Peter Kruse